

Geräusch!

Wer wünscht sich nicht eine lebendige Stadt – doch am eigenen Haus sollte es besser still sein. Der Widerspruch ist kein Chemnitzer Phänomen, doch sorgt das Thema hierzulande immer mal wieder für Streit. Ein Plädoyer für mehr Lebendigkeit, Urbanität und – ja – auch mehr Lärm in der Stadt.

VON KLAUS-GREGOR EICHHORN

Kinofans ist möglicherweise der Spielfilm „Was vom Tage übrig blieb“ in Erinnerung. Darin ist Anthony Hopkins als Butler Stevens zu erleben, der in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg diszipliniert und perfektionistisch seinem Lord dient. Stevens erfüllt brav seine Pflichten, unterdrückt vermeintlich unangebrachte Gefühle, bleibt distanziert, unkritisch, obrigkeitshörig und still. Er geht so in dieser Rolle und diesem Verhalten auf, dass er sowohl den fatalen politischen Irrweg seines Dienstherrn als auch die ihm geliebte Liebe der Haushälterin nicht bemerkt. Als Anthony Hopkins einmal zu dieser Rolle befragt wurde, formulierte der Schauspieler, dass Stevens eigentlich nicht anders sei als die meisten von uns: „Wir versuchen, Schmerzen zu vermeiden und verpassen dadurch unser Leben.“

Auch in Chemnitz werden viele Schmerzen vermieden. Wobei „Schmerz“ mit einem Wort gleichgesetzt wird – Lärm. Oder im besten Friedhofsdeutsch: Ruhestörung.

Kaum jemand, der in dieser Stadt etwas mit öffentlichen Veranstaltungen und Gastronomie zu tun hat, kann nicht ein Lied davon singen, wie es immer und immer wieder Ärger, Streit und Schikane bei diesem Thema gegeben hat. Die Kneipen in der Innenstadt, die übers ganze Stadtgebiet verstreuten Clubs sowie ungezählte Open-Air-Veranstaltungen an den eigentlich feierlichsten Orten können inzwischen wohl schon allabendlich Werten abschließen, wenn genau die Polizei vor der Tür steht.

Unbeantwortet blieb bisher die Frage, warum dem so ist: Sind die Chemnitzerinnen und Chemnitzer einfach Spießer und Langweiler? Kriecht hier der Muff der Provinz aus allen Ecken? Hängt es mit der Überalterung zusammen? Ist es gar der finstere Einfluss des nahen Gebirges? Oder erleidet der typische Einheimische als Bewohner der „Drogenhauptstadt Sachsens“ schlichtweg einen der gefürchteten Horrortrips, wenn er auf seiner Couch herumoxidiert und von der Straße her plötzlich Musik und Menschenstimmen zu hören sind?

Wahrscheinlich nicht. Das Kleine ist bekanntlich nur ein Indiz für das Große. Und hinter der vermeintlich trivialen Sehnsucht nach Ruhe verbirgt sich etwas weitaus Hässlicheres: Domestizierung. Und mit dieser einhergehend die Zerschlagung der normalen sozialen Strukturen jenseits von „Markt“ und „Konsum“, die Atomisierung der Gesellschaft. Der Sozialpsychologe Harald Welzer formuliert dazu: „Wenn man übrigens betrachtet, woraus totalitäre Systeme ihre Kraft bezogen haben, die Welt wenigstens für eine Weile nach ihren Vorstellungen einzurichten, dann war das zuallererst die Zerstörung von bestehenden Sozialbeziehungen“. Eine „tote Stadt“ ist also nicht einfach nur eine Einbuße an Lebensqualität – sie ist eine Gefahr für die demokratische Gesellschaft, ein Vorbote der (Selbst-)Unterdrückung.

Die Chemnitzerinnen und Chemnitzer sind nun schon seit Jahrzehnten so gut wie aller Gefühle der Urbanität entwöhnt. Urbanität – das bedeutet Lebendigkeit, Begegnung, Durchmischung und ja: Lärm,



Open-Air-Party vor dem alternativen Wohnprojekt an der Leipziger Straße: „Es entsteht die paradoxe Situation, dass im Prinzip alle ‚mehr Leben‘ fordern, es aber nirgendwo möglich ist.“ FOTO: PRIVAT

als Zeichen dafür, dass man am Leben ist. Wer einmal in Leipzig im Frühjahr durch den vor Menschen vibrierenden Clara-Zetkin-Park geschlendert oder in einem Freisitz der zahllosen Kneipen in der Südvorstadt bis spät in die Nacht versackt ist, der weiß, welchen ungeheuren Zugewinn an Lebensqualität diese Angebote mit sich bringen. Plötzlich könnte man nämlich auf den Gedanken kommen, dass es noch etwas anderes im Leben gibt als das, was die Glotze zeigt und die eigenen vier Wände hergeben. Das Leben auf der Straße – das ist der Nukleus des demokratischen und freiheitlichen Zusammenseins, das ist die Chance auf Begegnung, auf Miteinander, auf neue Perspektiven, auf Streit, auf Spaß – und auch auf Widerstand. Das ist die tägliche Affäre mit dem Leben, wie es sein könnte.

„Hinter der vermeintlich trivialen Sehnsucht nach Ruhe verbirgt sich etwas weitaus Hässlicheres: Domestizierung.“

Aufgrund eines groben gegenseitigen Missverständnisses zwischen Verwaltung und Bevölkerung ist so viel Leidenschaft in Chemnitz leider nur schwer möglich: Im Rathaus ist man der Meinung, die Menschen in der Stadt suchten vor allem Ruhe, und setzt dies an allen Ecken und Enden in einer Art vorauseilendem Gehorsam durch. Als legendär peinlich kann man die – erfreulicherweise gescheiterten – Versuche von Ordnungsbürgermeister Miko Runkel bezeichnen, 2011 das Sommerkino auf dem Theaterplatz schon im Vorfeld zu verhindern in der Annahme, es würde Beschwerden nur so hageln. Wohlgermerkt: ohne dass überhaupt schon ein einziger Film über die Leinwand geflimmert, geschweige denn eine einzige Beschwerde über eventuelle Lärmbelästigung eingegangen wäre. Das Gros der Bevölkerung wiederum ist der Meinung, die Verwaltung solle doch bitte für Jubel, Trubel, Heiterkeit in der Stadt sorgen und viel öfter ermöglichen, dass „mal was los ist“ – aber bitte nicht vor der eigenen Haustür. Nach Informationen der Chemnitzer Polizei mussten die Beamten im Jahr 2012 knapp 2000-mal wegen 110-Notrufen aufgrund tatsächlicher oder vermeintlicher Lärmbelästigung ausrücken – nicht eingerechnet sind dabei Anrufe direkt in Polizeirevieren sowie Anzeigen, die anderweitig erfolgt sind.

Besonders bedenklich ist daran, dass es – im Gegensatz zu weit verbreiteten Vorstellungen – nicht die Mehrheit der Bevölkerung ist, die sich gegen etwas mehr Lebendigkeit einsetzt. Nein, auf die Mehrheit ist Verlass: Sie schweigt. Es sind eben nur einige wenige, die meckern und motzen und klaffen und klagen, aber mangels Widerworte der genannten Mehrheit leider das Sagen haben. Mit Demokratie hat das nicht sehr viel zu tun – denn Demokratie und Schutz von Einzelnen kann nicht heißen, dass eben diese Einzelnen nur durch ihre Lautstärke (und an dieser Stelle ist sie wirklich unangenehm) die berechtigten Interessen der Mehrheit gefährden. Es kann auch nicht angehen, dass eben diese lautstarken Meckerer jeden „Lärm“ vor ihrer eigenen Haustür ablehnen, aber vor der Haustür der anderen bitte ermöglicht sehen wollen.

Drei Beispiele seien dazu genannt: Erstens das „Atomino“ auf dem Brühl, der ja nun von oberster Stelle aus „belebt“ werden soll. Dort wird den Betreibern nun schon seit geraumer Zeit von einigen wenigen das Leben schwer gemacht, die teils schlicht um ihre Parkplätze, teils um die Wertminderung ihrer Immobilien fürchten. Obwohl es über kaum ein Thema in dieser Stadt so viel Einverständnis gibt wie über die Belebung des Brühls, bekommt es also eine der ersten Keimzellen eben dieser Lebendigkeit sofort mit juristischen Mitteln zu tun – wie gesagt nur durch eine kleine, aber offenbar sehr, sehr laute Minderheit.

Als zweites das „Weltecho“ an der Annaberger Straße, einem Mittelpunkt des innerstädtischen Kulturlebens. Erst wurde der Vorgänger „Voxxx“ vom Kaßberg verdrängt (dort ist es jetzt wieder schön ruhig), nun versucht man in der Innenstadt Kultur zu ermöglichen – und sieht sich mit einer eigenen Bürgerinitiative gegen das Projekt sowie seit Neuestem auch einer anstehenden Klage konfrontiert.

Zu guter Letzt soll noch die „Zukunft“ an der Leipziger Straße erwähnt werden: Zwar wurde im Vorfeld der Eröffnung von höchster Stelle zugesichert, man könnte dort problemlos eine Veranstaltungsfläche einrichten, nur leider steht der Betrieb mangels Genehmigung inzwischen seit über einem Jahr still, und dem gemeinnützigen Trägerverein entgegen nebenbei überlebenswichtige Einnahmen. Ratzfatz wurde nach den ersten Anwohnerbeschwerden gedroht, beim nächsten Polizeieinsatz wegen „Ruhestörung“ müsse der Verein die Kosten dafür übernehmen. Das Ergebnis: Nun hat Chemnitz einstweilen keine „Zukunft“ mehr.

Vierzehn Unterschriften hatten die Anwohner für die Schließung

der Veranstaltungsfläche gesammelt und an Stadtrat und Oberbürgermeisterin geschickt – die Betreiber des Clubs wiederum konnten innerhalb weniger Tage einige Hundert Unterschriften für den Erhalt der „Zukunft“ mobilisieren.

Nun ist es natürlich reichlich sinnlos, diesen oder jenen zu beschimpfen und irgendein Kräfte messen zu veranstalten, denn rein formal-rechtlich sind die Meckerer immer im Recht. Was bei dieser Art von missverständlicher Gesetzestreue aber herauskommt, ist eine tote Stadt – dann entsteht die paradoxe Situation, dass im Prinzip alle „mehr Leben“ fordern, es aber nirgendwo möglich ist. Dann zeigt sich, dass Egoismus in einer Gesellschaft eben am Ende nicht nur zu Nachteilen der anderen führt, sondern letztendlich auch einem selbst schadet. Wer beim kleinsten Mucks vor der Haustür die Eins-Eins-Null ruft, der mag kurzfristig ungestört bleiben, bekommt langfristig aber die ewige Ruhe.

Als der Autor dieses Textes am 1. Mai mit einer äußerst wohlgesonnenen auswärtigen Besucherin durch die Innenstadt flanieren wollte, trafen wir dort tatsächlich – niemanden. „Wo sind denn die Menschen?“, fragte der Gast verwundert. Das fragt sich auch der Einheimische in seiner Viertel-Millionen-Stadt, wo es eigentlich nichts so viel gibt wie Platz. Problemlos könnte man hier in ungezählten Stadtteilen ruhig und besinnlich seine Tage verbringen. Aber wer in eine Innenstadt oder ein anderes, belebtes Viertel zieht, der hat schlichtweg kein Recht auf Ruhe. An diesen Orten muss es Ramba-Zamba geben und zwar das ganze Jahr und ohne Einschränkungen.

Nun lässt sich bekanntermaßen „der Chemnitzer“ sehr viel gefallen, unter anderem auch diese Innenstadt, die an den meisten Abenden so belebt ist wie ein schlecht besuchter Friedhof und grob zusammengefasst als von Parkhäusern umstelltes Steuerabschreibungsmodell mit Allerwelts-Konsumtempeln beschrieben werden kann – offensichtlich ist das nicht gerade der beste Ort für Lebendigkeit.

Eine kleine Überspitzung bzw. sonst natürlich unzulässige Verallgemeinerung sei an dieser Stelle also bitte gestattet: Nach vierzig Jahren DDR und zwanzig Jahren Angst um den Arbeitsplatz lässt sich „der Chemnitzer“ leider auch weiterhin domestizieren, schleicht früh brav „off Arbeit“ und abends zurück, vielleicht mit einem kurzen Umweg über die Kleingartenanlage, aber dann eben ganz zeitig ab ins Bettchen, weil früh geht's wieder von vorn los – denn wir müssen doch brav wie von uns verlangt den Export steigern. Dafür dürfen wir aber

einmal jährlich beim Stadtfest „laut“ machen.

In der Psychologie wird dieses Konzept „Internalisierung“ genannt: Eine Mutter muss mit keiner Strafe drohen oder Wünsche äußern, sie muss eigentlich gar nichts tun – denn das Kind ist durch seine eigene Unsicherheit und jahrelange Gewohnheit so „dressiert“, dass es im vorauseilenden Gehorsam alles tut, was die Mutter von ihm erwartet. Es unterdrückt sich selbst. Und das ist viel effektiver, als jeder „Stubenarrest“ von Mama. So bleibt „der Chemnitzer“ eben lieber still und brav zu Hause und schimpft auf alle, die es ihm oder ihr nicht gleichtun.

„Haben wir denn wirklich keine Ideen, damit in Chemnitz eben nicht nur existiert, sondern auch gelebt wird?“

Unterdessen verhalten sich die Kommunalpolitik und die Stadtverwaltung nicht groß anders: Darf man diese oder jene Forderung an eine Innenstadtbauung stellen oder wird der Investor dann böse? Können wir für unser gemeinsames Leben in dieser Stadt Ansprüche und Ideale formulieren, oder gehen uns dann die Arbeitsplätze verloren? Und – siehe oben – darf man hier im Sommer Kino auf dem schönsten Platz der Stadt machen – oder gibt es dann Klagen von den Anwohnern?

Mal ganz ehrlich: Soll das nun unser Leben sein, wollen wir uns immer alles gleich selber verbieten – oder wäre da nicht doch etwas Besseres möglich, wenn wir uns nur trauen würden?

Erfreulicherweise gibt es einige, vor allem natürlich junge Leute, die sich nicht mit den Scheintot-Zuständen in Chemnitz zufriedengeben und neben Schule, Ausbildung oder Beruf auch ein bisschen leben wollen und zwar nach Vorstellungen, die über die viel zitierten Sachzwänge hinausgehen. Sie sind cleverer als die alteingesessenen Kneiper und Clubbetreiber dieser Stadt, von denen viele aufgrund des besagten Überangebotes an Platz ihr eigenes Süppchen kochen wollen und dabei nicht merken, wie das Feuer unter dem ganzen Kessel erlischt. Nein, diese jungen Leute schließen sich erstens zusammen und machen zweitens mangels legaler Alternative auch mal das eine oder andere halblegal. Das macht gleichsam Spaß und Sinn. Weiter so!

Ebenso gibt es gelungene Koope-

rationen zwischen Veranstaltern, Stadtverwaltung und Anwohnern, zum Beispiel auf der Küchwaldbüchse, die durch Eigeninitiative von engagierten Menschen wiederbelebt wurde – zwar bisher noch recht eingeschränkt (nach 22 Uhr muss auch Schluss sein), aber immerhin gab es dort Dialog und Unterstützung, die wenigen Blockierer wurden überstimmt bzw. überzeugt.

Wie immer in einer komplizierten Welt sind also nicht nur die einen (die Chemnitzer) oder die anderen (die Bürokraten) Schuld, dass Chemnitz allzu häufig in der großen Stille verbleibt, sondern beide Seiten sind beteiligt und deswegen auch aufgefordert, ihre Positionen zu überdenken.

Haben wir denn wirklich keine Ideen, damit in Chemnitz eben nicht nur existiert, sondern auch gelebt wird?

In der „Stadt der Moderne“, in der es tatsächlich einmal sowohl technisch als auch politisch und künstlerisch modern zugeht, wird gegenwärtig leider zu viel, zu spät und zu schlecht kopiert und zu wenig probiert, obwohl es wahrscheinlich in ganz Deutschland nirgendwo so viele spannende Freiräume gibt, in denen Menschen ihre Angelegenheiten selber regeln und selber gemeinschaftlich verantworten könnten. Dafür muss sich der individuelle und der gemeinschaftliche Wille durchsetzen, dass diese Freiräume auch genutzt werden können – mucksmäuschenstill wird das nicht gehen. Und irgendwann wird das auch niemand mehr vermissen.

Mag sein, dass man das Leben nicht verändert, indem man auf der Straße tanzt. Aber man lernt es dadurch wieder kennen. Deswegen lautet die politische Forderung für das Wahljahr in Chemnitz: Durch diese Stadt muss ein Geräusch gehen!

Der Autor

Klaus-Gregor Eichhorn, Filmemacher, geboren 1981 in Karl-Marx-Stadt, Freiwilliges Soziales Jahr, Praktikum im Deutschen Bundestag, Regieassistent am Schauspiel Chemnitz, Regiestudium an der Filmakademie Ludwigsburg, Studium der Humanmedizin an der Universität Leipzig. Zurzeit arbeitet er als Assistenzarzt am Klinikum Chemnitz.



Leserdiskussion Was meinen Sie zu den Thesen von Klaus-Gregor Eichhorn? Schreiben Sie uns Ihre Meinung: Redaktion Chemnitzer Zeitung, Brückenstraße 15, 09111 Chemnitz oder per E-Mail an: red.chemnitz@freiepresse.de